

Domprediger Thomas C. Müller

Ewigkeitssonntag, 22. November 2020, 10 Uhr

Predigt über Offenbarung 21, 1 - 7

¹Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. ²Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.

³Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; ⁴und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.

⁵Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss! ⁶Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. ⁷Wer überwindet, der wird dies ererben, und ich werde sein Gott sein und er wird mein Sohn sein.

Liebe Gemeinde,

der Tod hat unter uns Platz genommen. So wie an den Tisch der vier Freunde, die sich seit Jahren immer sonntags zum Kartenspiel trafen. Wie auch an einem Sonntag im März. Man blieb lange zusammen, redete, lachte. Alle vier erkrankten an Corona. Man telefoniert noch miteinander, berichtet, wie es dem einen geht und wie dem andern. Die Ehefrauen haben kaum einen Schupfen. Die Männer sterben. Nur einer bleibt am Leben. Er fühlt sich schuldig. Quälende Frage: Wer hat den Virus gebracht? Aber diese Frage führt ins Nirgendwo.

Der Tod hat unter uns Platz genommen, nicht nur durch das Sterben in den Krankenhäusern und Intensivstationen, sondern auch in unseren Beziehungen und Begegnungen. Als Angst, als Unbehagen, als verlorene Unbefangenheit läuft er immer mit. Er ist schwer fassbar, bleibt unwirklich, versteckt sich hinter Zahlen und Statistiken, hinter denen man keine Tränen sieht, kein Weinen und kein Stöhnen vernimmt und keinen Schmerz spürt. Bis er an uns herantritt, und ein Gesicht bekommt, das wir kennen, das wir lieben.

So ist es nicht erst jetzt, so war es schon immer. Der Tod wohnt schon seit Ewigkeiten unter uns. Er geht schon immer die Straßen entlang. Das eine Haus verschont er, in das andere tritt er ein und nimmt die mit, die wir lieben. Hinterlässt eine Lücke, um die wir lange kreisen. In unseren anonymen Städten bleibt das oft das Problem des Einzelnen, der Tod bleibt hinter dicken Wänden verborgen. Das ist auch ein Schmerz: Die Welt der Betroffenen zerbricht, und die Welt da draußen dreht sich weiter, als sei nichts gewesen. Als sei der Tod ein privates Malheur. So verschwindet er als eine gesellschaftliche Wirklichkeit. Der Virus-Tod hat daran etwas geändert, weil er in unserer Mitte, in der Mitte unseres Bewusstseins, in der Mitte unserer Aufmerksamkeit Platz genommen hat. Er macht uns zu einer verletzlichen Schicksalsgemeinschaft. Das Verhalten des anonymen Gegenübers in der S-Bahn betrifft mich jetzt unmittelbar. Selten waren wir enger aufeinander verwiesen. Auf der anderen Seite bringt er uns auf Distanz, schneidet uns voneinander ab. Er macht es schwerer, die Türen zu den Pflegeheimen zu öffnen und die Einsamkeit zu durchbrechen. Viele Tränen werden nicht abgewischt in dieser Zeit, in der Berührungen bedenklich sind. Auch das Gesicht der Stadt verändert sich. Als habe sich mit all den maskentragenden Menschen in den Straßen eine Geisterstadt aus dem irgendwo der Dystopien auf uns herabgesenkt.

„Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.“

In seiner Vision sah der Seher Johannes eine andere Stadt sich auf uns herabsenken. Keine Geisterstadt aus dem Nichts, sondern eine Stadt der Fülle aus dem Licht Gottes. Wie ein schöner Gegen-Traum zu der Wirklichkeit. Und wenn ich die Worte des Sehers höre, frage ich mich: Ist sie nur ein Traum? Einer, den man besser verschweigen sollte, um nicht als Träumer abgetan zu werden?

Denn auch Christen sind in der Beschreibung ihrer Hoffnung unsicher und karg geworden. Wir haben gelernt, dass wir uns nicht aufs Jenseits vertrösten lassen, sondern das Diesseits mit vollen Händen ergreifen sollen. So denken wir nur bis zur Lebensgrenze und sind bei dem, was darüber hinaus geht, einsilbig oder ganz stumm geworden. So bescheidet man sich mit dem Satz: „Er lebt in unseren Herzen weiter.“ Manchmal spricht man noch von Ewigkeit, ohne, dass sich dazu ein Bild einstellt, oder vom „Weiterleben nach dem Tod“, aber auch das hört sich gespenstisch an, so ganz ohne vorstellbare Welt drum herum. Der Visionär Johannes weiß, dass er mit Worten nicht beschreiben kann, was kein Auge je gesehen hat. Und er weiß auch, dass Bilder eben Bilder sind. Aber über eines ist er sich nach seinem kurzen Blick hinter den Vorhang ganz sicher: Es wird einen Ort geben! Einen Ort, wo wir untereinander zum Leben verbunden werden, weil Gott unter uns wohnt. Es ist kein Zufall, dass er uns diesen Ort als Stadt vor Augen malt. Die Stadt verbindet die Vielfalt des Lebens zu einem Ganzen. Gottes Stadt wird der Ort sein, wo wir keine Schicksalsgemeinschaft aus Angst vor dem Tod mehr sein müssen, sondern eine Lebens- und ja, Liebes-Gemeinschaft sein dürfen, so bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.

„Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen.“

Ewigkeit, das ist kein blickdichtes Einzelzimmer, in den ich mich und das meine hineingerettet habe, sondern der Ort, wo wir uns um eine Mitte herum versammeln; das ist der Tisch, um den herum wir gemeinsamen sitzen: die weiße Mitteleuropäerin und der afrikanische Bauer, die frühverstorbene Krebspatientin und der lebenssatte Greis, und auch der geprügelte Straßenhund. Um diese Mitte herum werden wir erkennen, dass wir nicht leben können, wenn der andere nicht leben darf. Das könnte schon jetzt meinen Blick auf den anderen, mit all seinen Ecken und Kanten verändern, denn wir werden nicht voneinander erlöst, sondern zueinander.

So kann und wird Gott „... abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein.“

Ewigkeit, das ist Anerkennung dessen, was gelitten wurde, und zugleich das Abwischen der Tränen in einer zärtlichen Berührung. Und wenn ich mir das nicht so pauschal und allgemein vorstelle, sondern mir die vertrauten Gesichter hineinglaube - all die, die dem Herzen nahe sind, die schon gegangen sind oder einmal gehen müssen - wenn ich mir den Vater vorstelle und seinen Blick, und die Großmutter und ihre Stimme, und die verstorbene Tochter und den zu früh gegangen Ehemann, das zu früh geborene Kind mit seinem ungelebten Leben, - wenn ich mir sie vorstelle in dieser Stadt, jeder an seinem Platz, an seinem Tisch, berührt und getröstet und verbunden, und neben ihnen allen der Platz, auf dem ich einmal sitzen werde – dann kann ich mir für einen Moment vorstellen, dass einmal alle Fragen verstummen können, die jetzt noch so laut sind in uns.

Aber haben wir den Mut zu solcher Hoffnung? Gibt es ein Grund für sie?

Johannes konnte ihn erkennen, denn er sah Gott unter uns nicht erst in der Zukunft, sondern schon jetzt, in unserer Gegenwart. Auch heute schon sitzt nicht nur der Tod mit am Tisch, sondern immer auch das Leben. Das Leben, das selbst verwundet wurde und das den Tod in sich erlitten und bewältigt hat, und sich nicht mehr von unserem Tisch vertreiben lässt. Es hat einen Namen: Immanuel. Gott mit uns. Johannes beschreibt es im Bild eines Lammes, dem verletzlichsten aller Tiere. Gott macht sich verletzlich, um unter uns zu wohnen. Erlitt die Angst, um in unserer Angst an unserer Seite Platz zu nehmen. Erlebte Einsamkeit, um in der Einsamkeit da zu sein. Und indem er in all dem da ist, verändert er es auch: aus Abbruch wird Übergang, aus Fallen ins Nichts, wird die Hand, die uns trägt, aus verschlossener Tür ein

offenes Tor, aus der Kammer des Todes eine Stadt des Lebens. Dieses Heilsame kannst Du schon heute erleben: Menschen werden dir an die Seite gestellt, ein Zuspruch rettet dir deine Hoffnung, vielleicht sogar deine Seele. Du findest die Kraft zum nächsten Schritt. Ein Schmerz verwandelt sich in Dankbarkeit. Das kannst Du heute schon erleben: Ein Moment zieht sich die Wolke zurück und lässt einen Sonnenstrahl durch und du weißt, die Dinge verändern sich und das Gute wird wieder seine Chance bekommen. Und die Liebe kann überall blühen, im Glück und am Totenbett. Das ist kein Zufall, keine Laune, es ist geschenkt. Das Heilsame unter uns ist auf seinem Platz.

Weil es aber jetzt noch verborgen ist, müssen wir es uns gegenseitig bezeugen. In der Stadt Gottes wird kein Tempel stehen, aber hier braucht es noch die Orte, wo wir das Heilsame hüten und erbitten. Braucht es Menschen, die Gott in sich wohnen lassen, und mit ihm auch den, der mit in der Stadt wohnt, auch wenn er keine Wohnung hat und keine Heimat. Braucht es die, die selbst die Hand und der Mund werden, mit dem Gott stärkt, tröstet und die Tränen wegwischt.

„Und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!“

Der Tod ist keine Privatangelegenheit und die Hoffnung ist es auch nicht. Es ist der Trost für unsere Stadt. Es ist der Trost für unsere von den Spielarten des Todes gezeichnete Gesellschaft. Es ist der Trost für das Zusammenleben von durch Kriegshass- und Tod gezeichneten Völkern. „Sie werden seine Völker sein,“ schreibt der Seher Johannes mit einem auffällig und bewusst gesetzten Plural. Was für eine Vision: Gott mitten unter ihnen, größer und weiter als alle unsere nationalen Festlegungen und menschlichen Vereinnahmungen. Nicht mehr der Grund für Religionskriege- und Völkerhass, sondern das Verbindende, Heilende, Besänftigende, Todüberwindende. Einmal wird das in aller Klarheit aufscheinen: dass es ohne diese heilige, unverfügbare Mitte, die über uns hinausweist, keinen Frieden gibt. Das ist der Lichtblick, den der Glaube schon erblickt. Er scheint heute schon in aller Profanität und Nüchternheit dort auf, wo an großen runden Tischen bis in die Nächte Konflikte verhandelt, Rechte ernst genommen, Kriege abgesagt werden - im Bewusstsein oder in der Ahnung, dass es etwas Höheres und Heiligeres gibt, als unsere nationalen Interessen.

„Und er spricht: Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst.“

Ich weiß nicht, ob wir wirklich für solche großen Bilder der Hoffnung bereit und offen sind. Vielleicht ist für manche der Tod noch zu gegenwärtig, die Trennung noch zu schmerzhaft, die Wunde noch zu frisch. Aber es wäre schon viel, wenn der Anblick unserer oft unvollendeten und unabgeschlossenen Lebensfragmente, unserer verwundeten Städte und Länder, die Sehnsucht danach wecken könnte. Denn wer die Sehnsucht hat, hat auch das Ziel, so wie es Tania Blixen sagt. Sie schreibt: „Bis zu diesem Tag hat noch niemand gesehen, dass Zugvögel ihren Weg nahmen nach wärmeren Gegenden, die es gar nicht gäbe, oder dass die Flüsse ihren Lauf durch Felsen und Ebenen bahnen und einem Meer entgegen strömen, das gar nicht vorhanden wäre. Gott hat gewiss keine Sehnsucht erschaffen, ohne die Wirklichkeit zur Hand zu haben, die als Erfüllung dazugehört. Unsere Sehnsucht ist unser Pfad.“

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.